

# Von deutscher Republik : Thomas Mann und "Weimar"

Autor(en): **Helbling, Hanno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich**

Band (Jahr): **29 (2000-2001)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1052897>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Von deutscher Republik

## Thomas Mann und „Weimar“

Von Hanno Helbling

Ein Autor, der nicht vorab als politischer Kopf gilt und weit davon entfernt war, sich für einen solchen zu halten – Rilke –, schrieb nach der Ermordung Kurt Eisners, des bayrischen Ministerpräsidenten, am 21. Februar 1919: Das sei die entsetzliche Folge eines durch die Presse genährten Missverstehens dieser durchaus menschlichen Gestalt, mit der gerade eine Kraft der Versöhnung und der Mässigung beseitigt worden ist. Im Gegensatz zu Vielen, kann ich mir die nächsten Entwicklungen, sofern sie nicht auf alle Produktivität verzichten, ohne ihn kaum vorstellen.<sup>1</sup>

Heinrich Mann hielt am 16. März im Münchner Odeon eine Gedenkrede auf Eisner. Er hätte sie schon bei der Bestattung halten sollen, und Thomas, sein feindlicher Bruder, hatte – noch ohne zu wissen, dass Heinrich „aus Zeitmangel nicht mehr zu Worte gekommen“ war (Tb, 27.2.1919)<sup>2</sup> – angenommen, er werde „alle in der Luft liegenden Worte gebraucht haben, wie es sich gehört, wenn man einem politischen Menschenfreunde die letzten Ehren erweist“ (Tb, 26.2.1919). Was er dann von der Trauerfeier las oder hörte, konnte ihm als Bestätigung gelten und ihn eine gleichfalls erwartete „Übelkeit“ empfinden lassen. Dann aber: „Die Hauptsache erfuhr ich erst von Bertram: E[isner] habe den Ehrennamen eines Zivilisationsliteraten verdient. *Nicht* übel ...“ (Tb, 17.3.1919).<sup>3</sup>

Thomas Mann war korrekt informiert. Sein Bruder hatte erklärt: „Wer so unwandelbar in der Leidenschaft der Wahrheit und, eben darum, so mild im Menschlichen ist, verdient den ehrenvollen Namen eines Zivilisationsliteraten.“<sup>4</sup> Den Namen also, den Thomas ihm selbst, in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*, gegeben hatte. Verständlich für viele Zuhörer liess Heinrich den aufmerksam abwesenden Bruder wissen, dass er sich die diffamierende Bezeichnung zur Ehre anrechne – sich und Kurt Eisner; die Identifikation lag auf der Hand. Wenn aber Thomas den Zivilisationsliteraten auch „Rhetor-Bourgeois“ genannt hatte, blieb noch zu fragen, ob *diese* Definition sich ebenso leicht als Ehrentitel verstehen – oder, wenn das nicht ging, widerlegen liess.

\*

Orientieren wir uns an zwei Stichworten: „... sofern sie nicht auf alle Produktivität verzichten“ (Rilke) und „Die Hauptsache erfuhr ich erst von Bertram“ (Thomas Mann). – Was war mit „Produktivität“ gemeint? Offenbar etwas, das nur aus „Versöhnung und Mässigung“ hervorgehen konnte; und die Verbindung dieser beiden Begriffe mag darauf hindeuten, dass nach Rilkes Vorstellung nicht bloss ein Ausgleich zwischen den gegnerischen Faktionen im Land, sondern auch und zuvor ein besonnenes Urteil über die Lage nach dem verlorenen Krieg not tat: „Mässigung“ also des Protests gegen die deutsche Kapitulation, das drohende Friedensdiktat der Siegermächte – Einsicht in die *Un*produktivität von parteilichen Schuldzuweisungen, die eine „versöhnte“, geordnete und ordnende Arbeit am Staats- und Gemeinwohl behinderten.

Und was verstand Thomas Mann unter „Hauptsache“? Anscheinend nichts anderes, als dass der Bruder-Rivale seine Rede auf einen „Märtyrer der Wahrheit“ (wie Thomas höhnt und Heinrich nicht wörtlich, aber der Sache nach meinte) zum Anlass nahm, auf die Fehde mit ihm selbst anzuspielen – so zwar, dass unklar blieb und wohl auch bleiben sollte, ob eine Distanz- oder eine Kontaktnahme beabsichtigt war. Wie notwendig und wie geschmackvoll diese Anspielung übrigens sein mochte, fest steht, dass sie für Heinrich Mann nicht die „Hauptsache“ war. Sie ergab sich nebenher und *fast* zwanglos aus dem Gedanken, der im Mittelpunkt seiner Rede stand:

Wie anders wäre das Schicksal Deutschlands entschieden worden, hätte der geistige Mensch es mitgestalten können! Aber der geistige Mensch [...], den kein Staatswesen ungestraft von sich ausschliesst, hatte länger als ein halbes Jahrhundert fremd und verhasst beiseite gestanden.

Das „alte Regiment“ hatte sich seit 1870 mehr und mehr der „Menschenwelt“ entfremdet, war einer „wurzellosen Ideologie der Macht“ verfallen; in der Revolution aber, die auf den „Sturz der entlarvten Machtschwindler“ folgte, erschien „der Menschentyp, der ihnen entgegengesetzt war, der auf sittliche Tatsachen baute und die Kenntnis der Menschen für die erste Voraussetzung der Politik hielt [...], der Literat“.<sup>5</sup>

Unterscheidet sich dieses Konzept nur durch die rhetorische Ausgestaltung von Rilkes kurzem Kommentar zu Eisners Tod? Es scheint sich doch eher um zwei verschiedene Annäherungen an die politische Realität zu handeln. Eine „durchaus menschliche Gestalt“ ist kein „Menschentyp“, sie ist nicht *der* „geistige Mensch“. Und war oder wäre sie in einer konkreten Situation die eine Person gewesen, in die man bestimmte Hoffnungen setzen konnte, dann lag wenig daran, ob sie „Literat“ war; ihre menschliche und geistige Qualität hing nicht davon ab.

\*

Geistiger Mensch, Literat – man begeht kaum einen Anachronismus, wenn man den heute gängigen Begriff des Intellektuellen dafür einsetzt.<sup>6</sup> Der also, wenn man Heinrich Mann glauben will, zwischen dem preussischen Sieg von 1870 und der deutschen Niederlage von 1918 „fremd und verhasst beiseite gestanden“ – den das „Staatswesen von sich ausgeschlossen“ hatte; wobei die erste Formulierung eine halbe Freiwilligkeit anzudeuten scheint, die durch die zweite verneint wird. Der etwas unklare Text ist symptomatisch. Es hatte ja in dem halben Jahrhundert, dessen erste Hälfte mit Kindheit und Jugend der Brüder Mann zusammenfiel, nicht an Intellektuellen gefehlt, die sich kritisch oder solidarisch oder kritisch-solidarisch auf die staatlichen Verhältnisse einliessen. Ihnen verdankte der Parlamentarismus der Kaiserzeit sein Niveau, aus dem die Regierung freilich keinen Nutzen zog. Friedrich Naumann, evangelischer Theologe, liberaler Reichstagsabgeordneter und Publizist, hat weder beiseite gestanden, noch war er ausgeschlossen; aber – schreibt Golo Mann<sup>7</sup> –

dass er eine geschichtlich durchdringende Wirkung gehabt hat, könnte man nicht sagen. Die Masse der deutschen Widersprüche war zäh und träge. Der Geist Naumanns konnte sie wohl begreifen, wohl über das, was sie werden *sollte* oder *könnte*, sich gute Dinge ausdenken; nicht sich ihrer wirklich bemächtigen. So war der Geist ohnmächtig, trotz seines Blühens. Er lebte getrennt vom Staat und fühlte sich wohl dabei.

Naumann kommt bei Thomas Mann nirgends vor, und auch Heinrich Mann scheint ihn nicht beachtet zu haben; zu dem nicht wenigen, das die Brüder verbindet, gehört ihre Geringschätzung des Liberalismus. In den zitierten Sätzen von Golo Mann scheint aber nachzuschwingen, was sein Onkel über die Rolle des „geistigen Menschen“ im wilhelminischen Staat gesagt hat. Und wiederum Rilke: „Da und dort spricht einer, wie ich reden würde, aus einer verwandten Warnung heraus – Naumann neulich im Reichstag [...] – aber das sind ja gerade die Stimmen, die keine Geltung haben.“<sup>8</sup> Dies freilich in einem Augenblick, da sich der Geist in seiner Ohnmacht nicht mehr wohl fühlen konnte.

Es hatte sich in jener Zeit des ungleich verteilten, aber vorwiegenden Wohlstands, der äusseren und inneren Sicherheit, der „schimmernden Wehr“ und der machtbewussten Bürokratie so verhalten, dass sich der Staat die Kultur leisten konnte und leistete – nicht nur als akademische Bildung und nicht nur als Schmuck des bürgerlichen Lebens, sondern auch als oppositionelle Kraft, als Avantgarde, als Provokation, als Satire. Das hiess jedoch gleichzeitig, dass die Repräsentanten des Staats sich erlaubten, die Intellektuellen nicht ernst zu nehmen; was kaum als subtile Rache dafür gemeint war, dass umgekehrt über Kapitalisten und Offiziere, den Adel, den Kaiser selbst und den ihm blind ergebenen Spiesser gelästert wurde, sondern zum Ausdruck brachte, dass all dies

an den Machtverhältnissen nichts änderte – eine Überzeugung, die sich politisch bis in den Krieg hinein zu Korrekturen nicht genötigt sah.

\*

„Es war eine glänzende, freie Zeit für Kunst und Künstlertum; für Essays, Kritik, Experiment; für den Spott.“<sup>9</sup> Zu denen, die sich den Glanz dieses *Ancien Régime* wohl gefallen liessen, hatte Thomas Mann gehört. Wenn er 1914, nach dem Ausbruch des Weltkriegs, schrieb: „Wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung [...]. Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation?“ (Ess I, 192), sucht man in seinen früheren Schriften und Briefen umsonst nach Zeugnissen eines so unerträglichen Überdrusses.

1909 war *Königliche Hoheit* erschienen: Ein Roman, den der Autor ein „vernünftiges Märchen“, „ein Lustspiel“, „eine Erlösungsgeschichte“, eine „Allegorie“ genannt hat.<sup>10</sup> Thomas Manns Äusserungen zu dem Werk sind nicht leicht in einen geordneten Zusammenhang zu bringen. 1906 an Samuel Fischer, den Verleger: „... eine zarte, gefährliche Sache, die behutsam hergestellt sein will“.<sup>11</sup> 1910 an Kurt Martens: „Ein gewisser lehrhaft antiindividualistischer Zug ist dem Buche nicht abzusprechen [...] Politisch ist die Demokratie bei uns sicher im Avancieren“.<sup>12</sup> An Ernst Bertram: „Die Didaktik des Buches ist ja ebenso hinterhältig wie aufdringlich“.<sup>13</sup> 1912 an Martin Havenstein: „Alles in Allem kann man sagen, dass ‚K.H.‘ ein Buch mit demokratischer Tendenz ist, aber mit so viel ironischen Vorbehalten, dass die Tendenz fast *umschlägt*.“<sup>14</sup> In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918):

... die politisch-antiindividualistische Tendenz – eine sehr undeutsche Tendenz oder doch eine Tendenz, die eben erst im Begriffe ist, deutsch zu werden –, sie war vorhanden; und wenn sie auf eine Weise sich kundgab, doppelzünftig und unverbindlich genug, um den Zivilisationsliteraten einiges Misstrauen in ihre letzte Ernsthaftigkeit setzen zu lassen, – nochmals, sie war vorhanden [...].<sup>15</sup>

In *Lebenslauf* (1929):

... eine Hofgeschichte, die das Kleid bildet für eine Psychologie der formal-repräsentativen Lebensform und für ethische Probleme wie die Vereinigung des aristokratisch-melancholischen Bewusstseins mit den Forderungen der Gemeinsamkeit.<sup>16</sup>

In Lebensabriss (1930):

Die erste künstlerische Frucht meines jungen Ehestandes aber war der Roman ‚Königliche Hoheit‘, und er trägt die Merkmale seiner Entstehungszeit. [...] Ich rede nicht von der Analyse der dynastischen Lebensform, die auf so mitleidig-sympathische Art vielleicht nur an einer zum Untergang reifen Institution geübt werden konnte.<sup>17</sup>

In *[On Myself]* (1940):

Im nächsten Roman nun, in ‚Königliche Hoheit‘, steht wiederum die Existenz des Künstlers zur Diskussion, stofflich als Hofgeschichte eingekleidet und diesmal, unter dem Einfluss privater Umstände [...] ins Optimistische gewendet.<sup>18</sup>

– Viele Worte, unklare Begriffe. Wohl nur mündlich ist die Bemerkung Joseph Roths überliefert, dass Thomas Mann besser schreiben als denken könne.

Wer *Königliche Hoheit* liest, gewinnt unverzüglich den Eindruck, dass er es in der Tat mit einer „Hofgeschichte“ zu tun hat, mit einer Geschichte satirischer Art, wie schon aus manchen Namen hervorgeht: Man heisst nicht Graf Trümmerhauff oder Graf Schmetterm, wenn man als Respektsperson vor die Leserschaft treten soll (und der Name des reich gewordenen Seifensieders in der Residenzstadt ist Unschlitt, woraus man überdies schliessen kann, dass auch keine Idealisierung der bürgerlichen auf Kosten der adligen Gesellschaft beabsichtigt ist). Und weiter? Die Hauptperson, Prinz Klaus Heinrich – dem preussischen Thronerben, damals längst Kaiser, durch sein Gebrechen, den verkrüppelten linken Arm, so offenkundig nachgebildet, dass Mann nie davon spricht – wird wirklich aus einer doppelt fatalen Lage „erlöst“: Er hätte ein nutzlos-dekoratives Leben in protokollarischer Korrektheit verbringen und er hätte zusehen müssen, wie das Land wirtschaftlich zugrunde ging – wäre da nicht ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Anmut, durchdringender Intelligenz, reifer Herzensbildung und unbegrenzter Finanzkraft bereit gewesen, sich des Prinzen anzunehmen und das Ganze in Ordnung zu bringen. Nachgebildet auch sie, die Märchengestalt: der aparten, klugen, reichen Katia Pringsheim; und autobiographisch-mythologisch nachgezeichnet die Verbindung zweier Personen, die gegenüber der Gesellschaft als Ausnahmen gelten konnten oder mussten, er dank seiner „Hoheit“, sie dank einer „rassisch“ anrühigen Herkunft. – Was hat nun all das mit der Existenz des Künstlers, mit Antiindividualismus, mit avancierender Demokratie zu tun? Nichts.

Wenn Thomas Mann viel später die *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* einen Künstlerroman genannt,<sup>19</sup> in diesem Buch aber auch schon während der Arbeit „psychologisch eine gewisse Ergänzung zu meinem Fürstenroman“ gesehen hat,<sup>20</sup> ändert das nichts an der Tatsache, dass der brave Klaus Heinrich nicht den leisesten Anflug von Künstlertum aufweist. Seine hohe Stellung isoliert ihn, und isoliert fühlt sich auch, wer am Rand der Geschäfts- und

Beamtenwelt – erhöht nur durch ein von Zweifeln nicht unangefochtenes Selbstbewusstsein – keinen bürgerlichen Beruf ausübt; aber die Übereinstimmung reicht nicht weit, und sie endet da, wo zwischen dem „Einsamkeits-“ und dem „Scheinbarkeitsproblem“ denn doch zu unterscheiden wäre. Das Heilmittel, immerhin, heisst in beiden Fällen „Gemeinsamkeit“: Sie führt den Prinzen aus seinem inhaltlosen Repräsentationswesen zu einem näheren Verständnis der Menschenwelt – so aber zu einer Lebensform von individuellerem Zuschnitt; dem Schriftsteller gibt sie eine „Verfassung“.<sup>21</sup> Die Wahrnehmung nationalökonomischer Zusammenhänge, zu der – im Roman – die Liebe den Thronerben anleitet, löst einen wirtschaftlich-politischen Heilungsprozess aus, der von oben verfügt und auf dem Verordnungsweg durchgeführt wird: populär, aber keineswegs demokratisch. Gerettet wird, zum Wohl des Volks, der Obrigkeitsstaat. Auf *Königliche Hobeit* sollte ein Roman über Friedrich den Grossen folgen (BrHM, 120); die Kontinuität wäre gewahrt geblieben, im Zeichen des „aufgeklärten Absolutismus“.

\*

„Ich weiss nicht, warum ich damals stecken geblieben bin“, nämlich in den jetzt, 1923, erschienenen *Bekennnissen des Hochstaplers Felix Krull*, und Thomas Mann antwortet selbst: „Vielleicht weil ich den extrem individualistischen, unsozialen Charakter des Buches als unzeitgemäss empfand.“<sup>22</sup> Er schreibt also auch diesem Werk eine Tendenz, und nun die dem „Fürstenroman“ entgegengesetzte, zu. Offen bleibt, ob der Lebenskünstler, der wiederum – vorsätzlich aber – die „Scheinhaftigkeit“ einer herausgehobenen Existenz verkörpert, nur während der Kriegsjahre unzeitgemäss gewesen und danach zeitgemäss – was auch heissen könnte: historisch – geworden sei oder ob sich der Autor inzwischen mit dem asozialen Wesen seines Helden habe abfinden können. Die zweite Lesart müsste sich mit der Tatsache arrangieren, dass Thomas Mann in Felix Krull so gut wie in anderen Gestalten seines Werks ein Stück von sich selber gesehen hat. Die erste liesse sich wohl mit der Beobachtung koordinieren, dass der Roman – kaum anders als *Königliche Hobeit* – dem *Ancien Régime* (und in besonderem Mass seiner „douceur“) verhaftet geblieben ist; die wachsende Distanz, nicht nur zu den Schauplätzen, sondern auch zur Zeit der Geschichte, mag die Entmutigung des Verfassers am Ende seiner Arbeit an den *Bekennnissen* teilweise erklären.

Die Hofgeschichte hätte demnach eine demokratische und antiindividualistische Tendenz, der Hochstaplerroman einen „extrem individualistischen, asozialen Charakter“. Nun haben aber Prinz Klaus Heinrich und Felix Krull einiges gemeinsam, auch wenn man davon absieht, dass ihr Erfinder sie beide für seine „Künstler“-Problematik in Anspruch nimmt – zwar ohne, dass sie die

Sehnsucht Tonio Krögers nach den „Wonnen der Gewöhnlichkeit“ empfinden würden;<sup>23</sup> nichts liegt ihnen ferner. Sie stehen über dem gemeinen Volk, der eine dank hoher Geburt, der andere dank einer Besonderheit, die er als Gabe der Natur zu erkennen meint und die ihm zu seinem im Doppelsinn schwindelnden Aufstieg verhilft. Der strengen Akrobatendisziplin, der Krull seine Erfolge schuldet, entspricht die „unbedingte Haltung“, durch die sich die Königliche Hoheit vor ihren Zuschauern legitimiert. Was die beiden trennt, ist nur dies, dass sich der Hochstapler bis zuletzt (wie man trotz der Unvollständigkeit seiner Bekenntnisse annehmen kann) einzig seiner persönlichen Berufung „verantwortlich“ fühlt, der Prinz aber am Ende einer überpersönlichen Verpflichtung, einer politischen Verantwortung inne wird – märchenweise.

Dass man nicht bloss zum Selbstgenuss auf der Welt ist – diesen Gedanken hält Thomas Mann für antiindividualistisch. Das passt nun aber schon dazu nicht, dass Klaus Heinrich gerade durch sein Gemeinsamkeits- und Gemeinschaftserlebnis aus seiner schablonenhaften Existenz herausgeführt wird – sich fortan als Individualität zu beweisen hat. Und mit „antiindividualistisch“ meint Mann zugleich „demokratisch“. Da jedoch in *Königliche Hoheit* auch eine Wendung zur Demokratie nicht zu finden ist, gewinnt man den Eindruck, die Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe sei eine Theorie, die aus dem Roman nicht hervorgeht, sondern an ihn herangetragen wird: Thomas Mann verstehe die Gleichheit der Rechte, die eine Demokratie verbürgt, als Verweigerung persönlicher Lebensgestaltung.

Krull wiederum verhält sich allerdings „extrem individualistisch“ – und man kann sich fragen, warum Mann ihn nicht ganz einfach egozentrisch nennt, was sein Geschöpf am bündigsten charakterisieren würde –, er ist asozial und in dem Sinn undemokratisch, dass er sich mit niemandem gemein macht. Und doch ist sein Aufstieg ein demokratischer Vorgang, denn er beruht auf Gleichheit: darauf, dass auch der Sohn eines verkrachten Sektfabrikanten sein besonderes Charisma nutzen und die Welt in die Tasche stecken kann. Er glaubt seinen Erfolg nur sich selbst zu verdanken; aber kein Erfolg ist so selbstgemacht, dass nicht die Ordnung der Dinge ihn hätte zulassen müssen. Und zwar eine Ordnung, die der höchst Einzelne auch dann mit allen anderen teilt, wenn er besser als alle anderen mit ihr spielt. In den *Bekenntnissen* ist davon nicht die Rede; Krull weiss nur, dass ihm die Ordnung (als Justiz) gefährlich werden kann; wie es geschieht, dass sie ihm Raum gibt, braucht er nicht zu wissen. Er könnte wie sein Autor sagen: „für politische Freiheit habe ich gar kein Interesse“ (BrHM, 97)<sup>24</sup>.

Darin, dass Thomas Mann – zum mindesten bis 1918 – die Demokratie antiindividualistisch nennt, und zwar so, als verstünde sich diese Verbindung der Begriffe von selbst, verrät sich dasselbe, was auch in den beiden Romanen und in seinen eigenen nachträglichen Interpretationen dieser Werke zum Ausdruck



kommt: dass er unter „demokratisch“ nicht den Grundzug einer staatlichen Verfassung, sondern eine persönliche Gesinnung verstand.

Die *Betrachtungen eines Unpolitischen*, die Thomas Mann während des Ersten Weltkriegs, den Untergang des deutschen Kaiserreichs vor Augen, geschrieben hat, sind weder ein unpolitisches noch ein politisches Buch. Wer seine Leserschaft davon überzeugen will, dass Politik eine Erfindung der „romanischen“ Zivilisation, eine der deutschen Kultur fremde und feindliche Erscheinung sei, bringt eine zwar äusserst fragwürdige, aber eine im aktuellen Kontext politische These vor. Man übertreibt jedoch kaum, wenn man sagt, dass der mehr als sechshundert Seiten lange Essay im übrigen und im einzelnen nichts enthält, was einer politischen Analyse gleichsähe.

Als Paradebeispiel des französisch-deutschen Gegensatzes dient dem Verfasser die Dreyfus-Affäre, „ein geistreicher Zank und Stank“, wie er in Deutschland (aber wie lange noch?) undenkbar wäre.<sup>25</sup> An diesem „undenkbar in Deutschland“ hat Mann auch später festgehalten, doch nun gerade im Sinn der Kritik an dem Autoritätsdenken, das ein „Menschheitsmärchen“ wie die Revision des Dreyfus-Prozesses nicht zugelassen hätte.<sup>26</sup> Es liegt nahe, die Umwertung damit in Zusammenhang zu bringen, dass sich Mann seit 1922 zur Republik, also zu der Staatsform bekannte, die eine Kontrolle des militärisch-politischen Spiels in jener Affäre ermöglicht hatte. Nur hat er in den *Betrachtungen* nicht von Verfassung, Gesetz und Recht, sondern vom Hang der Franzosen gesprochen, sich durch sentimentale Rhetorik für eine Sache begeistern zu lassen. Die Hauptperson in dem Rührstück war für ihn Emile Zola, dessen Agitation die öffentliche Meinung zu Dreyfus' Gunsten beeinflusst hatte: Thema eines Essays von Heinrich Mann, der Thomas „für Wochen krank machte“, weil er sich in ihm als Reaktionär porträtiert fand.<sup>27</sup>

Der „Zivilisationsliterat“, über den er in den *Betrachtungen* immer von neuem herzieht, ohne doch ein Gefühl allgemeiner Verwandtschaft mit ihm bis zuletzt unterdrücken zu können, verkörpert kein staats- oder gesellschaftstheoretisches Konzept, keine Doktrin, kein Programm, sondern eine Mentalität. Er ist der „geistige Mensch“, wie Heinrich ihn – und sich selbst – definieren wird, der Schriftsteller, der aus dem politischen Abseits treten, Einfluss auf die öffentliche Meinung nehmen und dem Fortschritt dienen will. Er ist Pazifist, er steht „links“, ohne Marxist zu sein (so wie sein Gegner „rechts“ steht, ohne an die Monarchie zu glauben), und kann für deutsche Begriffe als revolutionär gelten, solange das staatstreue Bürgertum in der Demokratie eine nationale Gefahr sieht. Sein Kriterium ist das Zeitgemässe – während Thomas Mann seinen Stolz und seinen Trotz darein setzt, aus dem Deutschtum der Romantik und der Reformation eine unzeitgemässe Gültigkeit reden zu hören.

So bleibt aber auch er, und er erst recht, im Stimmungs- und Gesinnungsmässigen befangen. Und wenn sich seine Zeitgenossen wunderten, weil er sich schon vier Jahre nach seinen politisch-unpolitischen *Betrachtungen* zur Republik und damit, wie es schien, zu einem demokratischen System bekannte, – wenn andererseits er selbst noch jahrzehntelang nachzuweisen versuchte, dass er im Grunde immer das gleiche gesagt und gewollt habe –, darf man *diese* Kontinuität jedenfalls nicht ausser acht lassen: Thomas Mann hatte Aufklärung und Fortschritt, Demokratie und Menschenrechte für „generöse Zauber- und Schwindelworte“ erklärt,<sup>28</sup> er hatte mit Worten wie „Kreuz, Gruft und Tod“ gegen sie angeraunt; doch da er nun, in der Rede *Von deutscher Republik*, die „Einerleiheit von Humanität und Demokratie“ entdeckt haben will und versichert, „das erste sei nur ein klassizistisch altmodischer Name für das zweite“ (Ess II, 145), redet er immer noch an der Politik und an der Verbindlichkeit ihrer Begriffe vorbei. So gut wie er das in Prinz Klaus Heinrich erwachende Gefühl der Verantwortung für seine Untertanen „demokratisch“ nennt, kann er „demokratisch“ mit „human“ gleichsetzen und verrät auch damit, dass es ihm auf die Staatsform, der dieser Name zusteht, nicht ankommt. Und dies – ein nur scheinbares Paradox – unmittelbar, nachdem er „den Staat“ als die „unzweifelhaft höchste Stufe des Menschlichen“ definiert hat (ebd.): den Staat, der demnach nicht auf Grund einer demokratischen Verfassung (und ihrer Durchsetzbarkeit) human sein wird, sondern allein schon kraft seiner Humanität „demokratisch“ ist.

\*

*Zum Verschwinden Thomas Manns* hat Alfred Döblin 1955 ein kurzes Zeugnis kollegialen Hasses auf den soeben Verstorbenen überschrieben.<sup>29</sup> Unter anderem wirft er Mann hier vor: „Er war der alten Wirklichkeit [gemeint ist: des Kaiserreichs] ausgewichen, den Arbeiter, das Proletariat, das Unternehmertum und die tobenden Grossstädter gab es für ihn nicht.“ Als literarisches Urteil ist ein solcher Satz kaum ernstzunehmen: Was in Romanen „vorkommt“ und was nicht, entscheidet niemals über ihre Qualität. Aber auch das politisch-soziale Verständnis des Autors braucht sich nicht an den Stoffen seines Erzählwerks messen zu lassen. Er kann es unabhängig von seiner literarischen Arbeit in unmittelbaren Reaktionen auf die Zeitverhältnisse, auf Vorgänge und Programme beweisen.

Mit der „alten Wirklichkeit“ aber war Thomas Mann, wie auch andere Schriftsteller – Döblin nicht ausgenommen –, in der Nachkriegszeit noch nicht fertig geworden. Heinrich Mann legte 1925 den dritten Teil seiner Kaiserreich-Trilogie vor: *Der Kopf*, ein Gesellschaftsmelodrama, dessen grausiges Ende auf den Vorabend der deutschen Niederlage fällt. Die *Schlafwandler*-Trilogie von

Hermann Broch, 1931/32 erschienen, führt bis ins Jahr 1917. *November 1918* von Alfred Döblin ist erst 1950 herausgekommen. Und 1924 war *Der Zauberberg* Thomas Manns erschienen, ein Roman, der auf dem Hintergrund „canonischer Gesittung“ ein Bild widerstreitender Lebensauffassungen entwirft, um zuletzt seinen halbwegs für eine aufgeklärte Humanität gewonnenen Helden in den Weltkrieg stolpern zu lassen.

Diese „Altlast“ ist zu beachten. Nicht in dem Sinn des banalen Vorwurfs, die Romanschreiber hätten sich der Auseinandersetzung mit der „eigenen Zeit“ entzogen (indem sie sich doch mit der Zeit ihrer eigenen frühen Erfahrungen auseinandersetzten). Die optische Einstellung auf den Hintergrund negiert den Vordergrund nicht, und wenn sie ihm etwas schuldig bleibt, lässt sich die Schuld auf verschiedene Arten einlösen. Der Autor kann im Rahmen eines Werks, das sich der Gattung des historischen Romans nähert, Strukturen blosslegen, die – ob durch Kontinuität oder durch Kontrast – für die gegenwärtige Gesellschaft noch immer bedenkenswert sind. Wenn Thomas Mann in einem Brief an Julius Bab nach dessen *Zauberberg*-Rezension zugibt, dass „das Soziale meine schwache Seite ist“, aber immerhin meint: „Einige Kritik des vorkriegerischen Kapitalismus läuft mit unter“ (Br I, 238), hätte er das „vorkriegerisch“ weglassen können; denn an der hochalpinen Bewirtschaftung von Lungen- und Seelenleiden hatte der Krieg nichts geändert; auch ein marginales Element war sie freilich geblieben.

Oder der Schriftsteller kann in allgemeinerer Weise bestrebt sein, Maßstäbe zu setzen. Im Rückblick auf seine literarische Arbeit zwischen 1928 und 1935 bekennt Hermann Broch: „Meine Hoffnung bei alledem war: die erzieherische Wirkung ethischer Dichtung.“<sup>30</sup> In solcher Absicht sind einerseits viele Bücher geschrieben worden, die eine nationale, soziale, staaterhaltende, freiheitliche oder christentümliche Botschaft verkündeten; „ethisch“ war dann die jeweilige Ideologie. Andererseits lässt sich Brochs Satz so verstehen, dass es auf den künstlerischen Ernst ankommt: auf das *Proprium* der Dichtung, die ethisch wird und wirkt durch ihre ästhetische Qualität. Dieser Gedanke liegt unter anderem dem Programm jeder Schullektüre zugrunde, die nicht in den Dienst einer staatlich oder kirchlich verordneten Lehre gestellt worden ist.

Und wiederum kann in der Entscheidung für ein in diesem Sinn politikfreies Schaffen eine politische Reaktion auf die Zeitumstände zum Ausdruck kommen. Aus Princeton hat Thomas Mann an Hamilton Armstrong geschrieben, er habe beschlossen, „meine persönlich-künstlerischen Arbeiten [...] zu Ende zu führen. Ich glaube, ich tue besser, mich darauf zu konzentrieren“ (Br II, 148). Klar getrennt von der literarischen Arbeit, und ihr untergeordnet, konnte der publizistische Kampf gegen das Dritte Reich immerhin weitergehen. – Eine solche Option hatte sich in der Zeit der Weimarer Republik nicht aufgedrängt. Direkte und indirekte Rede flossen da ineinander; dem romanhaften Austrag der

Weltanschauungen im *Zauberberg* entsprach und glich die korrigierende Fortführung der *Betrachtungen* in Positionsbezügen wie der Ansprache *Von deutscher Republik*. Und die Referenzen blieben literarisch. Durch Ernst Bertram war Mann auf das Staatsdenken des Novalis gekommen, Hans Reisiger hatte ihn auf Walt Whitman aufmerksam gemacht; nun „klingt [bei Novalis] jene soziale Erotik an, die in Whitmans Demokratismus eine so wichtige Rolle spielt“ (Ess II, 147).

Aktuelle Bedeutung erhielt solche Kombinatorik durch das Echo, das sie in der Öffentlichkeit fand – in einer Öffentlichkeit, die sich weder für Novalis noch für Whitman, sondern allenfalls dafür interessierte, dass Thomas Mann sich nun also zur Republik, zur Demokratie, zehn Jahre später auch zum Sozialismus bekannte; was ihm von konservativer Seite als Verrat vorgeworfen wurde und ihm den wachsenden, aber nie stürmischen Beifall derer eintrug, die in der faschistischen Bewegung eine nicht ernst genug zu nehmende Gefahr für den deutschen Staat und für die noch ungefestigte Friedensordnung in Europa erkannten. Wobei sie aber von Mann auch hören mussten, dass es „der Sinn dieser Bewegung“ sei,

den Menschengest, der sich zu sehr ins Abstrakte und Intellektuelle verloren hatte, wieder näher an die Quellen des Lebens, an die natürliche Realität der Dinge heranzuführen und dem Pathos natürlicher Bindung und Verfestigung das Übergewicht über das der Freiheit zu geben. Das Menschliche erscheint und verwirklicht sich ja in den Lichtbrechungen des Nationalen und Volkhaften, und mit einer gewissen Geringschätzung des Abstrakten und Allgemeinen schöpft die Bewegung, an die ich denke, ihr Pathos aus diesen bekenntnishaften Gegebenheiten. [...] [N]iemand weigert sich, ihr geistesgeschichtliche Berechtigung, ja Notwendigkeit zuzugestehen.

Erst nachdem er so den „Sinn“ des Faschismus mit dem Grundzug seiner *Betrachtungen* in Einklang gebracht hat, lässt er die Absage folgen: Diese Bewegung werde jedoch „von den Mächten der Vergangenheit aufs gefährlichste missbraucht und in den Dienst des Falschen und Lebenswidrigen eingespannt“ (Ess III, 355 f.).

Was er mit den „Mächten der Vergangenheit“ meinte, hat Thomas Mann in seiner *Deutschen Ansprache* von 1930 erläutert:

... eine gewisse Philologen-Ideologie, Germanisten-Romantik und Nordgläubigkeit aus akademisch-professoraler Sphäre, die in einem Idiom von mystischem Biedersinn und verstiegener Abgeschmacktheit mit Vokabeln wie rassisch, völkisch, bündisch, heldisch auf die Deutschen von 1930 einredet und der Bewegung ein Ingrediens von verschwärmter Bildungsbarbarei hinzufügt, gefährlicher und weltentfremdender [...] als die Weltfremdheit und politische Romantik, die uns in den Krieg geführt haben. (Ess III, 267)

Ein Ingrediens – das aber die Aufmerksamkeit auf sich zieht: Ein geistes- oder mentalitätsgeschichtlicher Aspekt wird hervorgehoben und historisch verglichen, zutreffend und irreführend zugleich; denn dass „Weltfremdheit und politische Romantik“ *uns* in den Krieg geführt hätten, stimmt nur so lange, als „wir“ der Verfasser der *Betrachtungen eines Unpolitischen* sind; die Staaten und die Völker sind durch machtpolitische Konstellationen und (Fehl-)Berechnungen in den Krieg geführt worden. Die mythisch-archaische Verbrämung des Nationalsozialismus – den Thomas Mann auch als massenhysterisches Phänomen mit virtuoser Sprachkunst geschildert hat – lenkt aber nun von der durchaus modernen Technik der propagandistischen, agitatorischen und paramilitärischen Unterhöhlung des Rechtsstaats, von der realen Zerstörung der Republik ab.

\*

Mässigung, Versöhnung, Produktivität: was Rilke den „nächsten Entwicklungen“ hätte wünschen mögen, deutet sich in dem 1922 wiederhergestellten Verkehr zwischen Heinrich und Thomas Mann an. Ihr Briefwechsel konzentriert sich zeitweise auf die 1926 geschaffene Sektion für Dichtkunst der Preussischen Akademie der Künste. Die späte obrigkeitliche Anerkennung der Literatur – oder, wie Thomas Mann in seiner Rede zur Gründung der Sektion sagte – ihre „Einordnung ins Gesellschaftlich-Staatlich-Amtliche, das *Offiziellwerden* des Schriftstellers“ (Ess III, 41) – liess sich als politischer Akt verstehen: als Absage an das kaiserzeitliche System, das die Musik, die bildenden und die angewandten Künste – Verschönerungen des Lebens – begrüsst und gefördert, zur Schreibkunst aber, die so viel unmittelbarer Tendenzen zum Ausdruck bringen konnte, Distanz gehalten hatte. Ein Forum bestand nun, auf dem die Schriftsteller als Repräsentanten erscheinen und ihre Mitverantwortung für das geistige Leben der Nation unter Beweis stellen konnten – unter Bedingungen freilich, die mehr zu reden gaben, als für das Ansehen der Institution gut war. Die Statuten waren strittig, die Mitglieder uneinig, und Heinrich, der dem Bruder aus Berlin über diese Querelen und über seine eigenen Lösungsvorschläge berichtete, erhielt von ihm Ratschläge, die für einmal auf strukturelle, verfassungsmässige Fragen eingingen. Ein politischer Einfluss im engeren Sinn ist von der Akademie in den wenigen Jahren ihrer freien Tätigkeit – oder Untätigkeit – nicht ausgegangen, und als Heinrich Mann nach der „Machtergreifung“ der Rücktritt vom Präsidium der Sektion „nahegelegt“ wurde, fügte er sich mit einer Kampflosigkeit, die Döblin mit einer ratlosen Mischung von Respekt und Erstaunen dargestellt hat.<sup>31</sup>

Von Produktivität wird man demnach kaum sprechen können; es sei denn in dem zunächst künstlerischen Sinn, dass sich Heinrich und, auf deutlich höherer Stufe, Thomas Mann als bedeutende Autoren bewiesen – dass ihre literarische

Leistung sie über die Sphäre hinaushoben, in der man den einen wie den anderen vielleicht doch nur als „politischen Menschenfreund“, wenn nicht als „Rhetor-Bourgeois“ betrachten konnte. In einem Brief an René Schickele hat Thomas Mann sich selbst und den ihm nahestehenden Exilschriftstellern eingeschärft: „[Wir] müssen unsere Sache sehr gut machen, damit man einmal sagt, wir seien in dieser Zeit das eigentliche Deutschland gewesen“ (Br I, 360). Als der Repräsentant, der er in der Weimarer Zeit, auch durch den Nobelpreis von 1929 geworden war, erfüllte er eine politische Aufgabe. Und das Hitlerregime machte es ihm nun leicht, ihr auch ausserliterarisch, in direkter Rede gerecht zu werden; denn hier war vollkommene Deckungsgleichheit von Mentalität und System erreicht: Es genügte, die Ausdrucksformen einer verbrecherischen Gesinnung mit treffenden Worten zu schildern; darauf, dass die Strukturen ihnen entsprachen, konnte Mann sich verlassen, sie bedurften keiner Analyse mehr.

So ist er bis 1945 ein Repräsentant geblieben; aber nicht länger. Danach wurde er in den Vereinigten Staaten und vor allem auch in der Schweiz als „Zeitzeuge“ hoch geachtet, aber in seinen Kommentaren zur Gegenwart traten von neuem Ambivalenzen hervor, die sich teils aus wechselnden Einflüssen, teils aus dem Wunsch, nicht festgelegt zu werden, und namentlich daraus erklären, dass er Tendenzen, Meinungen, Stimmungen aufzufassen und eindringlich zu erörtern vermochte, aber für den institutionellen Unterbau der Verhältnisse kein Interesse aufbrachte.<sup>32</sup> Er hat den Staat nach dem Zweiten wie vor dem Ersten Weltkrieg als das Gehäuse betrachtet, in dem er seine ganz eigene Arbeit vorantreiben und zu der ästhetischen Perfektion führen konnte, die ihre ethische Qualität in sich selber trägt. Die Republik, die ihn zu tätiger Loyalität herausforderte, ist für ihn – wie für Deutschland – ein Zwischenspiel geblieben.

---

<sup>1</sup> Rainer Maria Rilke: Briefe, hrsg. von Horst Nalewski, Frankfurt/Main: Insel 1991, Bd. 1, 1896 bis 1919, S. 715: An Karl von der Heydt, München, 13.3.1919. – In einem Brief an Katharina Kippenberg hatte Rilke am 24.2. auf das Ereignis angespielt: „... politisch sich gebender Irrsinn hat uns wieder mit einigen Hemmungen überfallen, die mir ganz besonders schmerzlich waren.“ Briefe zur Politik, hrsg. von Joachim W. Storck, Frankfurt/Main: Insel 1992, S. 256.

<sup>2</sup> Der damals zwölfjährige Klaus Mann schrieb in sein Tagebuch, er habe wegen der Ermordung Eisners „bittere Tränen vergossen“, und wurde von den Seinen, die diesen Eintrag gesehen hatten, „wegen der ‚bitteren Tränen‘ viel geneckt“ (Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1993 [= rororo, Bd. 5325], S. 89).

---

<sup>3</sup> Ernst Bertram (1884-1957), dessen Buch *Friedrich Nietzsche. Versuch einer Mythologie* zur gleichen Zeit wie Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* entstanden und (1918) erschienen war, stand damals noch in enger Verbindung mit ihm.

<sup>4</sup> Heinrich Mann: *Essays*, Berlin/Hamburg: Claassen 1960, S. 389.

<sup>5</sup> Ebd., S. 388.

<sup>6</sup> Heinrich Mann: *Der Kopf*, Berlin: Zolnay 1925, S. 100: „Sie haben nichts, stellen nichts vor und treten an die Dinge mit sittlichen Forderungen heran. Sie sind genau das, was man jetzt anfängt, einen Intellektuellen zu nennen“ (es spricht ein Spekulant der wilhelminischen Zeit).

<sup>7</sup> Golo Mann: *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, 2. Aufl., Frankfurt/Main: S. Fischer 1966, S. 549 f.

<sup>8</sup> Rainer Maria Rilke: *Briefe*, Bd. 1, S. 666: An Elisabeth von Schmidt-Pauli, München, 4.2.1918.

<sup>9</sup> Golo Mann, a.a.O., S. 549.

<sup>10</sup> Thomas Mann: *Selbstkommentare. „Königliche Hoheit“ und „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“*, hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Eich-Fischer, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1989 (= *Informationen und Materialien zur Literatur*, Bd. 6891), S. 44, 48, 18.

<sup>11</sup> Ebd., S. 9.

<sup>12</sup> Ebd., S. 23.

<sup>13</sup> Ebd., S. 25

<sup>14</sup> Ebd., S. 31.

<sup>15</sup> Ebd., S. 36.

<sup>16</sup> Ebd., S. 44.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd., S. 48.

<sup>19</sup> Ebd., S. 85: „... eine neue Abwandlung des künstlerischen Einsamkeits- und Scheinbarkeitsproblems ins *Kriminelle*“ (*Ich selbst*, 1940), S. 127: „... die travestierende Übertragung des Künstlertums ins Betrügerisch-Kriminelle“ (*Rückkehr*, 1954).

<sup>20</sup> Ebd., S. 61 (1909).

<sup>21</sup> „Du bist absolut. Ich dagegen habe geruht, mir eine Verfassung zu geben.“ (BrHM, 114) – Die Analogie zur *Königlichen Hoheit* (die Identifikation) ist vorgebildet: Br I, 56: „Wissen Sie, warum wir so gut zu einander passen? Weil Sie weder zum Bürger- noch zum Junkerthum gehören; weil Sie, auf Ihre Art, etwas Ausserordentliches, – weil Sie, wie ich das Wort verstehe, eine *Prinzessin* sind. Und ich, der ich immer – jetzt dürfen Sie lachen, aber Sie müssen mich

---

verstehen! – der ich immer eine Art Prinz in mir gesehen habe [...].“ (An Katia Pringsheim, Ende September 1904.)

<sup>22</sup> Selbstkommentare, S. 80.

<sup>23</sup> VIII, 337: „... dass es ein Künstlertum gibt, so tief, so von Anbeginn und Schicksals wegen, dass keine Sehnsucht ihm süßter und empfindenswerter erscheint als die nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit“.

<sup>24</sup> Joachim Fest (Die unwissenden Magier, Berlin: Siedler 1985), zitiert die Stelle (S. 36 der Taschenbuchausgabe, Goldmann 1998); ebenso (S. 23) den Brief an Julius Bab vom 23. April 1925 (Br I, 238), wo es heisst: „... und dass ich auf den 8 Stunden-Tag hätte kommen müssen, mutet mich fast wie eine Parodie des sozialen Gesichtspunktes an.“

<sup>25</sup> XII, 180: „Die Dreyfus-Affäre war ein geistreicher Zank und Stank, wie Deutschland, es ist wahr, bisher noch keinen hervorbrachte. Deutschland wird schon nachkommen; der Zivilisationsliterat wird das Seine tun.“ Heinrich Mann scheint noch in *Der Kopf* (1925, a.a.O., S. 317) auf diese Stelle karikierend anzuspielen, wenn er Terra erklären lässt, bei der „allgemeinen Begeisterung für den französischen Unschuldigen“ spiele sogar Gerechtigkeitssinn mit, „wenn er auch, Gottlob, in eigener Sache niemals weiter gegangen wäre, als er ohne Schaden der Autorität gehen konnte. ‚So entartet sind wir Deutschen noch nicht!‘“

<sup>26</sup> Vgl. XII, 675. In meinem Nachwort zu dem Band *Von deutscher Republik. Politische Reden und Schriften in Deutschland* der Frankfurter Ausgabe (1984) sind die Wandlungen in Manns zeitgeschichtlichen Ansichten (besonders auch in seinem Urteil über die Lehre Oswald Spenglers) dargestellt.

<sup>27</sup> Vgl. BrHM, 480. Der Zola-Essay von 1915 in: Heinrich Mann, *Essays*, S. 154-240.

<sup>28</sup> Fest, a.a.O., S. 37.

<sup>29</sup> Alfred Döblin: *Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen*, Olten: Walter 1977, S. 575 ff.

<sup>30</sup> Hermann Broch: *Psychische Selbstbiographie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1999, S. 97.

<sup>31</sup> Alfred Döblin, *Autobiographische Schriften*, S. 475-480.

<sup>32</sup> Ausführlicher darüber das oben (Anm. 26) zitierte Nachwort zu dem Band *Von deutscher Republik*.